

Luzius Lenherr

Universum Dorf

Vater

Über meinen Vater habe ich bisher – und das schon vor längerer Zeit – nur eine kleine Geschichte geschrieben. Wie ich im Garten vor unserem Haus auf ihn schoss. Im Grunde eher harmlos, hatte sich das Ereignis in meinem Gedächtnis dennoch tief eingegraben, so dass ich es loswerden wollte. [...] So versuche ich denn, hier mehr über ihn zu schreiben.

Alles was ich von ihm weiß und wie ich ihn erlebte.

Jahre sind seit seinem Tod vergangen. Ich habe einige Erinnerungsstücke, ein paar Briefe und einige Fotos, auf denen aber mehrheitlich mir fremde Leute sind. Und dann einige Geschichten und Artikel, die er in Zeitungen veröffentlichte. Meine erste Erinnerung an den Vater kann ich nicht an einem einzelnen Geschehnis festmachen. Er war einfach da, immer schon da, für mich, ich konnte mir gar nichts anderes vorstellen, obwohl er in meiner Kindheit durch seinen auswärtigen Arbeitsplatz oft abwesend war. Konkreter als vereinzelte kindliche Erinnerungen an seine Präsenz ist mir ein gewisses Wissen um seine Vergangenheit. 1900 geboren, bekannte er sich gerne als letzter Jahrgänger des 19. Jahrhunderts, was historisch auch exakt ist, obwohl die meisten das Jahr 1900 schon zum 20. Saeculum zählten. Das war für mich später, erst viel später, wie ein Schlüssel zu seiner Persönlichkeit, die ich insgesamt nur in wenigen Teilen erschließen konnte. Er sagte wie beiläufig etwas Richtiges, was von den anderen aber nicht verstanden wurde. Und er ließ es dabei bewenden, belehrte niemanden im Nachhinein. Seine Vergangenheit war die, die er uns erzählte, und er erzählte uns viel. Dass er als Zehnjähriger am offenen Fenster in den nächtlichen Himmel blickte, mit Anspannung und einiger Furcht, weil die Zeitungen seit Wochen vom Nahen des Halleyschen Kometen berichteten und viele es als schlimmes Zeichen werteten, ja sogar den nahen Weltuntergang heraufbeschworen – und wie er all das nicht glauben konnte, sondern plötzlich überzeugt war, dass diese Erde, die ganze Natur, der Himmel und diese wunderbare Nacht nicht untergehen würden. Dass sein eigener Vater früh verunglückte, und er deshalb die landwirtschaftliche Ausbildung unterbrechen musste, um auf dem Hof den Vater zu ersetzen, war nicht ganz leicht. Aber acht seiner neun Geschwister waren jünger als er, die jüngsten noch Schulkinder. Damit

hatte er den vorgesehenen Studienplatz in der ältesten Brauerei der Welt, Weißenstephan bei München, als Brauer fahren lassen müssen. Trotz allem war es mehr als beachtlich, wie er schon nach wenigen Jahren zum Verwalter des Bürgerheims in Gams avancierte. Die halbe Hundertschaft männlicher Insassen zu führen, war schwierig. Die meisten von ihnen waren irgendwo in der weiten Welt gestrandet und kamen aus allen Erdteilen verarmt zurück. Sie wurden, wie damals üblich, der Heimatgemeinde zugewiesen. Und sie waren zur Arbeit im großen Landwirtschaftsbetrieb verpflichtet. Die meisten waren dazu wenig motiviert, zudem oft falsch ausgebildet und mit zerplatzten Träumen im Kopf, wenn nicht schon der Alkohol einiges vernebelt hatte. Seine Autorität, die er zeitlebens für mich hatte, selbst als ich größer und stärker geworden war als er, der am Ende, nach dem Motorradunfall, hilflos, schwach und krank war, seine starke Autorität muss er im Umgang mit jenen Typen ausgebildet haben. Da musste aufs Wort pariert werden, wenn in eisigen Wintern im Wald mit den Pferden geholt wurde. Im steilen Gelände wurden die gefällten Stämme ins Tal geschleift, mit Zapi und Brechstangen, Gefluche und Ächzen. Und gleichzeitig galt es, die aufgeregten, hitzigen, vor Kraft und Kälte dampfenden Pferde zu bändigen. Mit Pferden konnte mein Vater umgehen. Seine Kindheit und Jugend fiel in die letzte Ära der geschmeidigen, starken, für alle schweren Arbeiten noch benötigten Rosse. Gerne erzählte er uns von seiner Zeit im Militär. Als stolzer, junger Kavallerist in der Kaserne Zürich. [...] Damals [...] ritten sie jeden Morgen zum Auftakt des Tages durch die Sihl, die noch wesentlich mehr Wasser führte als heute, denn der Stausee bei Einsiedeln war noch nicht mal geplant. Mein Vater war eher klein von Statur und die Pferderücken hoch. Dennoch, erzählte er gerne, sei er immer beim Kommando "aufsitzen" als einer der Ersten im Sattel gewesen. Das war 1920, knapp zwei Jahre nach dem Generalstreik der Arbeiter. Die Armee hatte ihn mit Hilfe ostschweizerischer Bauerntuppen gewaltsam beendet. Und den Kavalleristen wehte aus der Bevölkerung Zürichs Misstrauen und Ablehnung ins Gesicht. Was er uns nicht erzählte, wir aber später erfuhren, war, dass er früh einen Sohn hatte, Joseph, lange vor unserer Familie. Ein Kind, das er wohl selten sah, das er nie bekommen sollte, und das von seiner großen Liebe, die Paula hieß, auf die Welt gebracht und ihm wie aus dem Gesicht geschnitten war. Aber es sollte nie seinen Namen tragen. Für mich fühlte es sich interessant an, irgendwo einen Halbbruder zu wissen. Einen, der studiert hatte, seltsamerweise die gleichen Fächer wie ich, der politisch und beruflich Karriere gemacht und erfolgreich wissenschaftlich publiziert hatte, und dessen Bücher ich sogar in meinem Unterricht benützte. Aber ich habe ihn nie gesehen, weiß auch nicht, ob er keinen Kontakt zu uns wollte oder ich es einfach versäumt habe. Mein älterer Bruder Alfons

erzählte hingegen, dass er berufliche Begegnungen mit ihm hatte, Rektorenkollegialität eben, und durchaus herzliche.

Es muss eine unendlich traurige Geschichte gewesen sein. Mein (späterer) Vater verliebt sich leidenschaftlich in eine verheiratete Frau, die schon dreifache Mutter ist, deren Mann im Gefängnis sitzt wegen größeren oder kleineren Gaunereien. Er hilft ihr, in ihren schwierigen Umständen das Leben zu meistern, die Kinder zu ernähren, zu erziehen. Und er versucht wohl, sie zu überzeugen, mit ihm ein neues, besseres Leben zu beginnen, mit ihm, der es schon, gerade dreißigjährig, zu etwas gebracht hatte. Und es entsteht ein Kind aus dieser Liebe, dieser bald mal verzweifelten Liebe beiderseits – und nach der Geburt will die Mutter nichts mehr von ihm wissen. War es so?

Mein Vater war nun 31, und es sind gleichzeitig die Dreißigerjahre des letzten Jahrhunderts. Tatsache ist, dass er ein paar Jahre später seine angestammte, geliebte Heimat im Rheintal verlässt. Er kappt damit den Großteil seiner Beziehungen, geht weg von Mutter, Geschwistern, Freunden, Kollegen. Er zieht flussabwärts, über den Bodensee hinaus, den Hochrhein entlang und findet Arbeit in einer Mühle. Das Dorf heißt Weiach und liegt an der Grenze zu Deutschland, Nazideutschland damals. Es war ganz anderes geplant gewesen. Mein Vater hat sich während der Bekanntschaft mit Paula um eine neue Anstellung bemüht. Im Bürgerheim hatten Ordensschwwestern in der Hauswirtschaft das Sagen. Der Verwalter hatte Junggeselle zu sein. Da war keine Wohnung für Frau und Familie, schon gar nicht für eine, die den Mann verlassen wollte. Mein Vater wusste das und meldete sich im Kloster Berg Sion, prächtig auf einem Hügelrücken über der Linthebene gelegen, als Verwalter und Gutsbetreuer der dortigen Landwirtschaft. Das war genügend weit entfernt von allem Bisherigen, da wäre Platz gewesen für seine große Liebe, ihre drei Kinder und das vierte in ihrem Bauch. So wenigstens stelle ich mir das vor. Und es könnte passen.

Ich bin oft auf dem Weg von Rapperswil über den Ricken am Kloster Berg Sion vorübergefahren. Die langen über den Hügel hingezogenen barocken Gebäude strahlten im reinsten Weiß unter den nahtlos aneinandergereihten Ziegeldächern. Immer ein herrlicher Anblick. Für mich aber gemischt mit einem bitteren Beigeschmack. Denn das wusste ich von Vater selbst, dass er sich dorthin gemeldet hatte – und dass seine frommen Schwestern im Bürgerheim in Gams ihn dort angeschwärzt hätten. Er wäre nicht fromm genug, ein spärlicher Kirchgänger – und ich kann mir vorstellen, dass sie noch mehr erwähnten, jene barmherzigen Schwestern. Es war aber nicht ganz so. Aus den

Dokumenten, die mein Bruder Titus in seinem Nachlass fand, geht hervor, dass er seine Bewerbung mittendrin nicht weiterverfolgte. Den Grund kennen wir nicht. Irgendwie war ein ordentlicher Wegzug nun verbaut. Das Kind im Bauch wuchs. Oder war schon auf der Welt? Die Zeit drängte. Ohne eine gewisse materielle Perspektive wollte Paula ihre Kinder wohl nicht in eine ungewisse Zukunft führen. Die Weltwirtschaftskrise hatte die Schweiz anfangs der 30er Jahre bereits im Griff.

Ausgaben und Einnahmen

Wirtschaftlich und finanziell gesehen hatte mein Vater damals eine gute Situation. Als Schaffner, wie in der Schweiz ein Gutsverwalter der öffentlichen Hand bezeichnet wurde, hatte er eine sichere Anstellung mit gutem Verdienst. Ich entnehme das nicht einer Lohnliste von Gams, die es zweifellos im Archiv gäbe, sondern schließe das aus einer Reihe von Rechnungen und Quittungen, die seine größeren Ausgaben zwischen 1928 und 1936 anschaulich belegen. Er hat sie gesammelt und ich habe sie im Nachlass gefunden. Vergilbt, aber gut lesbar, nicht vollständig, aber interessant. Er lebte gut, auch trotz der Alimente. Die größten Anschaffungen betreffen Anzüge, Hosen und Hemden sowie die Stoffe dafür, die er über die Jahre, meist beim gleichen Schneider, in Auftrag gegeben hat. Sie belaufen sich zwischen 80 bis 160 Franken pro Auftrag, wobei insgesamt eine schöne Summe zusammenkommt. Weiter sehe ich Ausgaben für den Zahnarzt (1936 gleich zweimal) Fr 35.- und Fr. 55.-. Schon damals wurde aus bekannten Gründen dafür ins Ausland gegangen, wenn man in einer Grenzregion wohnte. Vater ließ sich in Schaan FL behandeln. Es finden sich weiter auch Rechnungen für die Mobilität. So eine detailliert aufgelistete Veloreparatur für 30 Franken und eine Anzahlung für ein (neues?) Velo der Marke "Weil" für 45 Franken. Am 30. April 1936 kassierte auch die Kantonspolizei St. Gallen auf dem Ricken (!) Fr. 5.- für Velofahren ohne Licht. Pikanterweise sehe ich, dass da unser Familienname auch schon orthografisch falsch geschrieben war, wie später nur allzu oft. Man muss diese Ausgaben natürlich im Vergleich zum Verdienst sehen. Aus historischen Statistiken der Schweiz konnte ich berechnen, wie eine solche Funktion 1936 ungefähr besoldet wurde: Stundenlohn Fr. 1.50, Tageslohn Fr. 16.25, auf den Monat mit 24 Arbeitstagen gerechnet Fr. 390.-. Das scheint auf den ersten Blick wenig zu sein. Arbeiter verdienen aber weniger als die Hälfte. Und wenn man sieht, dass für eine Veloreparatur zwei Tagessätze bzw. 20 Arbeitsstunden aufzubringen waren, für die einfache Polizeibuße dreieinhalb Stundenlöhne hingebblättert werden musste, oder für einen Anzug ein Drittel des Monatsgehalts, dann kann man das auf unsere heutigen Löhne hochrechnen und kommt auf recht große Summen für die

gleichen Dienstleistungen. Für die Alimente liegen die Postüberweisungen zwischen 1932 und 1937 vor. Im Schnitt machen sie anfangs Fr. 120.- pro Monat aus, was fast einem Drittel des Monatslohnes entsprach. Später verminderten sie sich auf Fr. 75.- und Fr. 50.- aber es kann auch sein, dass Quittungen fehlen. 1937 zahlte er zusätzlich für das Kind seines Bruders Alfons, der noch in der Ausbildung war.

Ich erfuhr von all dem lange nichts, oder eben nur von einem Teil. Er hat all die Jahre hindurch die Alimente bezahlt, sah wohl seinen Sohn als Kind äußerst selten oder nur von weitem. Es trug nicht seinen Namen. Es war das Kind des Anderen. Auch wenn es anders war. Und es schlug aus der Art seiner Halbgeschwister, war aufgeweckt, intelligent, fleißig, mit späterem Studium und Promotion.

Joseph war 1931 geboren worden. Als er knapp vierzig war, starb mein Vater, der auch sein Vater war. Wir benachrichtigten ihn. Er kam nicht zur Beerdigung. Er war inzwischen christlich-konservativer Großratspräsident in einem Kanton der Zentralschweiz. Er war was geworden. Das wusste mein Vater vielleicht. Vielleicht wusste er es nicht. Es hätte ihn sicher gefreut. Auch dass wir politisch ambitionierter gewesen wären, hätte er sich gewünscht. Aber wir suchten eher das Weite und waren lange und oft im Ausland. Immerhin promovierten wir drei Söhne aus der zweiten Familie auch irgendwann. Da war er, der hochintelligent war aber nicht studieren durfte, Vater von vier "Doktoren" geworden. Das passiert nicht jedem in seinem Leben.

Missgeschicke und Unfälle.

Einmal war Vater von einem Halunken auf der Thurbrücke zusammengeschlagen und ausgeraubt worden. Er war im Restaurant zur "Schwarzenbacherbrücke" oder in der "Schützenstube" bei Wil gewesen. Vielleicht wurde er dort schon beobachtet, wie er eine Zwanzig-Franken-Note ins Portemonnaie steckte. Es war tiefe Nacht. Vater erinnerte sich an einen Schlag von hinten auf den Kopf. Er hätte über die Brüstung in den Fluss geworfen werden können. Aber da kam zufällig ein Auto und der Fahrer sah im Lichte seiner Scheinwerfer, wie jemand sich über einen Mann am Boden bückte. Als das Auto stoppte, floh der Mann. Vater hatte ein "Loch im Kopf", wie man damals uns Kindern sagte. Der Übeltäter wurde später gefasst, ich glaube er hieß Appolloni. Jedesmal, wenn ich über die Brücke fahre, denke ich daran oder es denkt in mir.

Vater im Bett und nicht an der Arbeit, das kam selten vor, eigentlich nur zweimal, bei diesem Vorfall nachts nach dem Jass in der Wirtschaft und dann nach dem Töffunfall zwischen Bütschwil und Lütisburg. Ich kenne die Stelle. Titus hat sie mir gezeigt, weil er mit dem Velo mit ihm von Altdorf her vorausgefahren war. Aber wohl in Erwartung der baldigen Ankunft zuhause, habe ihn der Vater ausgangs Bütschwil überholt und ihm zugewinkt. Um die lange Kurve herum war es dann geschehen. Ein holländisches Auto scheint ihn gestreift zu haben. Oder er hatte einen Schwenker gemacht. Es gab keine Zeugen. Der Fahrer hat angehalten Es wurde keine Polizei gerufen.

Wie kam Vater nach Hause? Erst anderntags, ich habe damals in der Realschule Engelburg aushilfsweise unterrichtet, konnte ich nachhause kommen. Vater lag im Bett, das ganze Gesicht hochaufgeschwollen, blau und grün, ein Schädelbruch mit ziemlicher Sicherheit. Aber er blieb zuhause, ging nicht ins Spital. Von da an war er nur noch ein Schatten seiner selbst. Dabei hatte er eine robuste Gesundheit, ein starkes Herz und härtete sich viele Jahre ab mit "Kneippen". Im Keller im "Hirschen", wo die verzinkte Badewanne stand, machte er regelmäßig mit eiskaltem Wasser seine Knie-, Schenkel- und Schultergüsse.

In den Jahren bis 1965, als er immer noch arbeiten musste, weil auch die Pensionskasse von Hefti pleite gegangen war, waren wir, wie schon gesagt, mehrheitlich nicht mehr zuhause. Erst im Nachhinein habe ich mitbekommen, wie sehr sich Vater in jenen Jahren um Mutter kümmerte. Sie war wieder krank geworden, Tuberkulose, nahm stark an Gewicht ab, lebensbedrohlich, und war von Zeit zu Zeit in der Kur. Vater verzeichnete auf einem Monatskalender den Zustand und das Gewicht der "Lb Klara". machte sich andauernd Sorgen und schonte sich selbst auch nicht. Daneben verzeichnete er, wann wir aus Immensee nachhause schrieben, wann wir in die Ferien kamen oder welchen bezahlten Arbeiten wir in den langen Ferien nachgingen. Auch wann wir in jenen Jahren einer nach dem anderen die Matura machten, hat er exakt festgehalten. Und jedes Mal mit dem genauen Notenschnitt.

Er konnte stolz auf uns sein. Mein Bruder Alfons hat das berührende Dokument gefunden und mir in Kopie zugestellt. Ach, wie waren wir innerlich schon entfernt von der Familie. Interessierten uns für Griechisch, Philosophie, Physik und Literatur. Das wirtschaftliche und reale Leben hatten wir nicht im Visier. Und auch ich war nicht hellhörig genug, als Vater 1965 noch Pläne entwickelte, in Gams von den Vierteln der Ortsbürger, die wir waren, gratis ein Stück Land zu bekommen, um ein Haus darauf zu bauen. Es berührt mich heute noch,

dass er dachte, mit mir zusammen könnte er das noch realisieren. In seinem für uns fernen Dorf, das er nie aufgehört hat, als seine Heimat zu betrachten.

Der Vater im Garten

Wann beginnt die Kindheit? Das ist nicht auszumachen. Aber das Ende? Immer. Bestimmt? Erinner dich.

Ich bin auf dem Nachhauseweg. Es ist Mittag. Ich bin absichtlich zurückgeblieben. Die anderen sind lärmend aus dem Tor des Schulhofs gerannt. Sie sind noch zu sehen. Sie raufen sich, schlagen einander die Mappen um die Beine. Erika und Thomas tuscheln etwas, lachen und jeder rennt in eine andere Richtung. Ich schlendere im Windschatten des Lärms der Gartenhecke entlang. Die Früchte der Hagebutten sind blutrot. Ich ziehe ihren Duft ein, zusammen mit der heißen Juliluft, die über dem Asphalt vibriert. Am oberen Fenster steht sie. Sie gießt die Blumen. Wie gestern. Sie wird mir zulächeln, wenn ich hinaufschau. Die weiße Bluse steht straff über ihrer Brust. Ich werde rot werden und hoffe, dass sie es nicht sieht. Oder dass sie es auf die Hitze zurückführt. Ich werde wieder versuchen, zurückzulächeln. Sie gießt weiter. Mein Lächeln misslingt. Aber vielleicht hat sie es nicht bemerkt. Ich weiß nicht, wie die Blumen heißen. Ich kenne nur die Geranien der Mutter, die ich im Frühling aus dem Keller hole. Holen muss. Die Mutter sagt, dass man Blumen nur am Abend oder am Morgen gießen sollte. Beim Weitergehen blicke ich verstohlen zurück, als ob ich die Uhr am Kirchturm betrachten würde. Aber ich weiß, wie spät es ist. Zu spät. Man wird mich ausschelten. Der Vater wird im Garten stehen. Es macht mir nichts aus. Ich schlendere weiter, aber es passiert nicht wieder. Nicht wie gestern, als ich plötzlich dieses Gefühl verspürte. Diese seltsame, wohlige Versteifung mich hinderte, weiterzugehen. Weil sie es gesehen hätte, obwohl ich dicht an die Hagebuttenhecke herangetreten bin, als schnuppere ich an den Früchten.

„Was gibt das?“

„Einen Pfeil.“

Ich schneide das schmale Schilfrohr zurecht. Es ist bolzengerade. Nur mit solchen kann man treffen.

„Willst Du auf jemanden schießen?“

„Ja.“

„Auf wen?“

„Auf Dich!“

Die Schwester rennt heulend davon. Sie wird es Mutter erzählen. Oder abends dem Vater. Ich präpariere den frisch abgehauenen Holunderzapfen. Ganz leicht und gleichmäßig lässt sich das Schilf tief ins weiße Mark treiben.

-

Die dünne Schnur spannt sich immer stärker zwischen Daumen und Zeigefinger. Der glatte Haselnussstecken biegt sich lautlos unter dem kräftigen Zug meines rechten Arms. Kein Knacken ist zu hören. Ich weiß nicht, weshalb meine krampfartig zusammengepressten Finger der zum äußersten gespannten Sehne nicht mehr standgehalten haben. Ich weiß nicht mehr, was mich dazu brachte, auf ihn anzulegen, der dort im Garten stand. Ich weiß, dass ich zitterte und nicht vom Ziel ablassen konnte. Ich weiß nicht mehr, wann er plötzlich losging, der Pfeil, wegschnellte, nicht mehr einholbar, nie mehr rückholbar.

War es die leichte Zustimmung in Vaters hartem Gesicht gewesen, die ich spürte? Ein angedeutetes Nicken? Ein „Mach-es-Du-wagst-es-doch-Nicht“, das ich hörte? Der Pfeil schoss auf ihn zu, sekundenlang im leichten Bogen aufwärts, so dass ich befürchtete, er treffe ihn mitten ins Gesicht. Dann senkte er sich und landete dort, wo der Nabel war. Das schmale, lange Schilf mit dem Holunderzapfen als Spitze, verharrte für den Bruchteil einer Sekunde bewegungslos wie ein großer Nagel im Bauch – und fiel dann tonlos auf den Kies. Der Vater schaut mir unverwandt in die Augen. Unbeweglich steht er dort im Garten. Oder scheint er jetzt zu lächeln? Lacht er über meinen Mut? Über meinen Übermut, über den Scherz? Meine Finger schmerzen noch. Die Packschnur hat als Sehne nicht versagt. Mein Gewissen hat versagt. Etwas in mir hat befohlen loszulassen, und ich habe dem Gefühl nachgegeben.

Das Bild zeigt ihn im Garten vor dem Haus, die Arme verschränkt. Er scheint zufrieden. Er lacht mir zu. Die Brissago ist nicht zu sehen. Der Arm ist abgeschnitten auf dem Foto. Seine Augen sagen: Drück ab, drück endlich ab. Ich zittere leicht, betätige den Auslöser. Es klickt. Das Bild ist scharf. Ich trage es in mir.